

Die technischen Möglichkeiten des letzten Jahrhunderts, zusammen mit dem Wissensdrang neugieriger Forscher, haben uns mit einer Vielfalt von Erkenntnissen über das Funktionieren der menschlichen Psyche versorgt. Heute gibt es unzählige Befunde, die die Lokalisation bestimmter psychischer Funktionen in unserem Gehirn nachweisen. Man kennt die anatomischen "Orte" im Gehirn, welche zuständig sind für Sprache, Problemlösen, Wahrnehmung, Emotion, Motorik, Gedächtnis und im Groben auch für das Bewusstsein und das Erleben von persönlicher Identität (z.B. Damasio, 2002; Ramachandran & Blakeslee, 2002; Spitzer, 2000). Besonders die Entwicklung der neueren bildgebenden Verfahren zur Visualisierung von Strukturen und Prozessen des Gehirns hat in den letzten Jahrzehnten die Entwicklung der so genannten Neurowissenschaften befruchtet, welche den Erkenntnisgewinn für die Zusammenhänge von Physiologie und Psychologie rasant beschleunigten. Wir stehen heute vor einer überwältigenden Fülle von Daten, die das Gehirn als alleinigen Regisseur für das Schauspiel unserer Gefühle, Gedanken und Handlungen verantwortlich zu machen scheinen. Die Erkenntnisse wachsen rasch und lösen Fragen wie die nach dem biologischen Korrelat von Depressionen oder die nach der genetischen Mitverursachung aggressiven Verhaltens. Eine andere Frage jedoch bleibt oft ungelöst und stellt sich immer wieder neu – die Frage, ob uns diese neuroanatomischen und neurobiologischen Befunde, die so eng mit uns Menschen verbunden sind, in irgendeiner Weise dem Verständnis näher gebracht haben, was solche Phänomene (wie Depression oder Aggression) und die dazugehörigen empirischen Erkenntnisse eigentlich *sind*, was sie *bedeuten* – nicht im Sinne einer Definition oder einer kausalen Erklärung, sondern in Gestalt einer (deutenden) Begründung, die diesen Phänomenen und Erkenntnissen einen Platz im Sinngebäude des menschlichen Selbstbildes zuweist. Hirnforscher wie Psychologen werden sich eingestehen, dass ihr (persönlicher) Zugang zur Welt ein subjektiver ist und dass alles Wissen, alle Erkenntnis, die wir über uns und unsere Welt anhäufen, nur durch das Licht unseres subjektiven Bewusstseins erhellt wird und für jeden von uns einen individuellen Sinn ergibt. Ein objektives Bewusstsein haben wir nicht, genausowenig wie Wissen und Erkenntnisse einen objektiven Sinn haben können. Was ist es aber, was einer Erkenntnis Sinn verleiht? Welcher Prozess kann dafür zuständig sein?

Es ist der Schritt von der objektiven Erkenntnis zur phänomenalen Erfahrung und zum subjektiven Verstehen. Wie nun dieser Schritt charakterisiert werden kann, das ist eine Frage, die man wohl am ehesten der Psychologie zur Beantwortung überlassen würde. Doch was hatte und hat die Psychologie zur deren Lösung beizutragen und wie hat sich das Selbstverständnis der Psychologie über ihre Geschichte hinweg entlang genau dieses Problems verändert? Der Artikel versucht, die entscheidenden historischen und aktuellen Ideen der Psychologie zusammenzutragen, die auf diese Frage unterschiedliche Antworten gegeben haben. Anschließend wird das Potenzial der Psychologie als "Vermittler" zwischen naturwissenschaftlichem und geisteswissenschaftlichem Zugang zum menschlichen Erleben und Verhalten diskutiert.

Verstehen und Erklären – die Originalität der Psychologie

Durch die Arbeit neugieriger und akribischer Wissenschaftler ist die Psychologie vor mehr als einhundert Jahren langsam als eigenständige Wissenschaft aus der Philosophie hervorgetreten (vgl. Gundlach, 2004). Ihr großes Vorhaben war es, die empirische Erkenntnisbasis über das Wesen des

Menschen zu verstärken und auf diesem Wege viele der Fragen zu lösen, die die Menschen über sich selbst stellen und die allein durch philosophische Deutung nicht befriedigend oder nur unzureichend zu beantworten waren. In erster Linie bedeutete das die materielle Erforschung des Bewusstseins, nachdem die Philosophie selbst bei der Bestimmung des Bewusstseins ins Stocken geraten war. In der empirisch-analytischen Arbeitsweise sah man eine neue und fruchtbare Möglichkeit, das Erleben und Verhalten des Menschen kausal zu fassen und Wirkprinzipien zu finden, die die von jedem Einzelnen gefühlte Einzigartigkeit des menschlichen Geistes fassbarer machen konnten. Den Arbeitsauftrag der Psychologie könnte man dabei als Symbiose von Erklären und Verstehen beschreiben: Einerseits sollte sie eine analytische Zuarbeit zu philosophischen Fragen mit Hilfe naturwissenschaftlicher, empirischer Methoden leisten; andererseits blieb sie in ihrem Anspruch aber eben dem Aufdecken von Sinn und Bedeutung verpflichtet.

Erleben und Verhalten zu *erklären* heißt, sie auf Aussagen, Gesetze oder Theorien zurückzuführen, deren Geltung hypothetisch angenommen wird und empirisch prüfbar ist. Dieses Suchen nach Gründen beruht auf der Idee des kausalen Zusammenhangs von Phänomenen, welcher deterministisch oder aber probabilistisch sein kann. Erleben und Verhalten zu *verstehen* heißt hingegen, deren Phänomene in die Bedeutungszusammenhänge des denkenden Menschen einzuordnen, d.h. ihnen eine jeweilige Be-Deutung im Sinngefüge von Selbstbild und Weltbild zuzuweisen. In psychologischen Begriffen ausgedrückt, handelt es sich bei einer solchen Deutung um das Aktualisieren von Schemata oder individuellen Wissensstrukturen, in denen dem Erleben und Verhalten ein subjektiver Sinn, eine subjektive Erfahrungsqualität zukommt und die richtungsgebend sind für unser Denken, Fühlen, Wollen und Handeln. Jeder von uns hat ganz eigene Vorstellungen darüber, wie etwas abläuft oder funktioniert, wie Objekte oder Lebewesen beschaffen sind usw. Einen Sachverhalt verstehen heißt damit auch, ihn in diese Vorstellungen über uns und unsere Welt integrieren zu können. In der (klassischen) Philosophie bezieht sich das Verstehen meist auf die Methode der Hermeneutik, die sich grob als deutende Auslegung allen menschlichen Tuns beschreiben lässt.

Während seit Dilthey das Erklären eher den Naturwissenschaften (bzw. den Einzelwissenschaften) und das Verstehen eher den Geisteswissenschaften (bes. der Philosophie) zugeordnet war (vgl. Dilthey, 1984), wagte die Psychologie den revolutionären wie spannenden Versuch, beides zu vereinen (vgl. z.B. Gundlach, 2004; Lück & Miller, 1999; Brentano, 1955; siehe Abb. 1). Von jener Symbiose aus Erklären und Verstehen erhoffte man sich die Möglichkeit einer ganzheitlichen Erfassung des Menschen. Und sie wurde dem Wissen gerecht, dass der Mensch – bei allem Idealismus – nicht losgelöst von physikalischen und biologischen Prinzipien zu verstehen war. Der analytische und objektive Erkenntnisprozess der Einzelwissenschaften war verlockend und führte schnell zu einer wachsenden Fülle von Erkenntnissen über mechanistische Prinzipien des Verhaltens und später auch des Erlebens. Die Psychologie stand vermittelnd zwischen diesen objektiv erlangten einzelwissenschaftlichen Erkenntnissen und der universalen Hermeneutik der Philosophie, die als ordnende Hand (oder als ordnendes Denken und Reflektieren) diese Puzzlestücke der Erkenntnis zu einem für den Menschen sinnvollen und nachvollziehbaren Bild zusammensetzte (oder dies zumindest unablässig versuchte). Die Psychologie nahm damit insofern eine Sonderstellung unter den Wissenschaften ein, als sie einerseits auf naturwissenschaftlichem bzw. empirischem Weg Erkenntnisse sammelte, das aber andererseits mit dem Anspruch tat, mit den gesammelten Erkenntnissen die menschlichen Grundfragen zu beantworten. Diese Symbiose aus Erklären und Verstehen brachte den Menschen sich selbst näher. Und damit war auch die Wissenschaft nahe am Menschen. Sie lieferte nachvollziehbare Antworten auf menschliche Fragen,

die vorher im Dunklen oder im Mystischen lagen. Mit jedem aufgedeckten Mechanismus im Erleben oder Verhalten konnte sich der Mensch ein Stück mehr verstanden fühlen, sofern dieser Mechanismus als eine sinnvolle Analogie verständlich gemacht werden konnte.

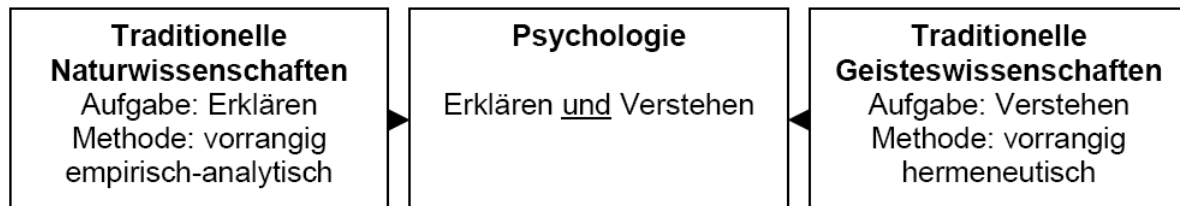


Abb. 1. Symbiose von Erklären und Verstehen als Leitbild der Psychologie

Freud's Psychoanalyse – eine Psychologie nahe am Menschen

Ein eindrucksvolles Beispiel für die Nähe dieser noch weitgehend in philosophischer Denkweise formulierten psychologischen Theorien zum Menschen ist die Psychoanalyse von Freud. Seine Theorie ist eine umfassende und ganzheitliche und basiert auf einem Modell vom "Funktionieren" der menschlichen Psyche – ein triebtheoretisches Modell der Persönlichkeit, welches bei Freud sowohl die philosophischen als auch die damals aktuellen evolutionstheoretischen Einflüsse erkennen lässt. Freud spricht von einer Persönlichkeitsstruktur und bezeichnet damit mehr oder minder einen "Mechanismus", welcher die Schnittstelle zwischen Biologie und Psychologie des Menschen bildet. Das Funktionieren eines solchen Mechanismus setzt eine Struktur einzelner Teile voraus, die miteinander interagieren, und damit wird gleichzeitig der Persönlichkeit eine Struktur verliehen, welche sich in einzelne Instanzen gliedert, die in einer dynamischen Beziehung stehen (Psychodynamik) und zu einer Reihe von innerpsychischen Konflikten führen können, die auf der bewussten wie auf der unbewussten Ebene des Ich schließlich als psychologische Phänomene des Erlebens und Verhaltens sichtbar werden. Die Theorie Freuds schien abgerundet, ganzheitlich und bereit, jedwedes Erleben und Verhalten auf Grund weniger Prinzipien zu erklären. Obwohl die Theorie sowohl aus wissenschaftstheoretischen wie auch aus empirischen Gründen als inakzeptabel gelten muss, übt sie bis heute einen immensen Einfluss aus – nicht nur auf den psychologischen Laien, sondern auch auf Experten, besonders im therapeutischen Bereich. Es ist sehr gut denkbar, dass das Vertrauen in die Freud'schen Gedanken – allen aktuellen wissenschaftlichen Gegenbeweisen zum Trotz – auf der empfundenen Nähe ihrer Erklärungen zu der Erfahrungswelt der Menschen beruht. Obwohl Freud provokante Argumente lieferte, die erst einmal verdaut werden mussten, konnte man sich doch bei ihm verstanden fühlen; und lieber glaubt man an eine wie auch immer geartete, interessant klingende Erklärung für das Zustandekommen von Träumen, als dass man akzeptiert, dass es sich hierbei wohl am wahrscheinlichsten um ein Epiphänomen der nächtlichen Gedächtniskonsolidierung handelt. Freuds Theorie erhob einerseits den Anspruch von Wissenschaftlichkeit, benutzte aber andererseits die Begriffe des Alltags. "Freuds Psychoanalyse war daher sofort anschaulich und intuitiv einleuchtend: Ihre grundsätzlichen Erklärungsmuster folgten bereits bekannten Konzepten; sie waren eigentlich jedermanns andere Seite." (Churchland, 2001, S. 214)

Neben Freud gab es aber auch Pioniere der Psychologie, die weniger das Ziel einer umfassenden Theorie über das Funktionieren der menschlichen Psyche verfolgten, sondern im kleineren Rahmen nach objektiven Gesetzmäßigkeiten im Bereich von Wahrnehmung oder Lernen suchten. Freud stützte sich auf Fallstudien und subjektive (introspektive) Berichte von Klienten und postulierte Aussagen, die nicht immer überprüfbar waren. Die objektiv arbeitenden Psychologen (wie Wundt, Ebbinghaus oder Fechner, um nur einige zu nennen; vgl. Lück & Miller, 1999) bedienten sich des

Experimentes um Erkenntnisse zu gewinnen, die von jedermann jederzeit nachprüfbar waren. Dazwischen gab es psychologische Ansätze, die zwar empirisch arbeiteten, sich aber dem Verstehen von Erleben und Verhalten in kulturellen und geschichtlichen Zusammenhängen ausdrücklich verpflichtet fühlten (z.B. Gestaltpsychologie, Typologie). Damit stellte sich bereits seit Anbruch des 20. Jahrhunderts die Frage, ob und inwieweit die verschiedenen Herangehensweisen vereinbar waren. Die junge Psychologie stand vor der großen Frage der richtigen Methode.

Wahrheit und Methode

Wie jede andere Wissenschaft strebt auch die Psychologie nach Erkenntnisgewinn, um sich der Wahrheit zu nähern, die ihrem Gegenstand hypothetisch zugrunde liegt (sofern man diesen als real erkennbar ansieht; vgl. z.B. Popper, 1994). Die Mittel, mit denen eine Wissenschaft diesen Annäherungsversuch an die Wahrheit wagt, sind ihre Methoden (griech. "der Weg zu etwas hin"). Die Methode ist ein planmäßiges Verfahren, welches dem Prinzip der Logik folgt. Das Einigen auf bestimmte Methoden geht jeder Wissenschaft voraus und prägt deren Selbstverständnis. Wie bereits erwähnt, sind nach Dilthey erklärende Methoden in den Naturwissenschaften und verstehende Methoden in den Geisteswissenschaften vorherrschend. In den Einzelwissenschaften verbinden sich die Methode des Experimentes (induktives Prüfen von Aussagen) und die logisch-mathematische Methode (deduktives Prüfen der Zurückführbarkeit von Aussagen auf andere Aussagen). In den Geisteswissenschaften, und besonders in der Philosophie, bedient man sich hauptsächlich der Methode der Hermeneutik, die nach dem Verstehen von Sinnzusammenhängen sucht, welche in sämtlichen Lebensäußerungen (wie Kunst, Verhalten, Geschichte) enthalten sind und sprachlich bzw. gedanklich kommuniziert werden können. Während empirische Methoden durch Distanz zu ihrem Gegenstand (Objektivität) gekennzeichnet sind, macht es die Hermeneutik unumgänglich, dass sich der Mensch in den betrachteten Gegenstand einfühlt und gerade seine Eingebundenheit in die Welt erkennt (vgl. z.B. Heidegger, 1993). Daher ist die Hermeneutik subjektiv, d.h. sie ermöglicht keine scharfe Trennung zwischen den Beiträgen des Erkennenden und des Erkannten. Die Koexistenz von Psychoanalyse und experimenteller Psychologie bzw. Psychophysik markiert den Anfang davon, dass sich in der Psychologie zu jeder Zeit verschiedene Paradigmen gegenüber standen, die sich in unterschiedlichem Grad subjektiv versus objektiv orientierten Methoden verpflichtet fühlten.

Behaviorismus – der Traum einer objektiven Verhaltenswissenschaft und die Entfernung vom Subjekt

Während die Freud'sche Theorie des Psychischen bald als vorwissenschaftlich bezeichnet wurde, weil sie sich mit nicht falsifizierbaren innerpsychischen Phänomenen beschäftigte und ihre Erkenntnisse mit Hilfe nicht kontrollierbarer introspektiver Methoden erhob, versuchten die Anhänger der behavioristischen Idee seit Anfang des 20. Jahrhunderts eine methodische Grundlegung der Psychologie und wollten sie damit endgültig in die Liga der harten Wissenschaften einreihen. Die Idee war relativ einfach: Alle psychischen Phänomene, die nicht von außen beobachtbar und damit nicht kontrollierbar bzw. manipulierbar waren, wurden vom wissenschaftlichen Zugang ausgeblendet und in die Black Box verbannt. Dort hinein gehörten sämtliche Kognitionen und Emotionen, die sich nicht im Verhalten eines Individuums äußerten. Man beschränkte sich auf das Messen von Reizen und Reaktionen und versuchte, deren Zusammenhänge mit Hilfe mathematischer Beschreibungsmodelle zu charakterisieren (vgl. Watson, 1913). Im Rahmen dieses Paradigmas wurden wichtige allgemeingültige

Gesetzmäßigkeiten des menschlichen Verhaltens entdeckt und untersucht. Die bedeutendsten davon finden sich in den "Lerntheorien" wieder, die bis heute nicht an Bedeutung verloren haben und mittlerweile die Grundlage für andere psychologische Modelle wie das des sozialen Lernens bilden. Das Arbeiten mit kontrollierten Bedingungen, gut operationalisierten Konstrukten und eindeutig messbaren und replizierbaren Daten sollte den Traum verwirklichen, die Wissenschaft vom Erleben und Verhalten des Menschen in strenger Abgrenzung von der Philosophie, aus der sie einst hervorgegangen war, als anerkannte Einzelwissenschaft zu etablieren, die an wissenschaftlichem Gehalt nicht hinter Fächern wie Biologie oder Physik zurückstehen sollte.

Der Erfolg des Behaviorismus leitete aber gleichzeitig auch ein neues Verständnis des Psychischen ein – eine Veränderung, welche bis heute kaum reflektiert wurde und oft zu Verwirrung bezüglich des Selbstverständnisses der Psychologie führt. Diese Veränderung ist zunächst eine rein methodische, die aber gleichzeitig eine inhaltliche Veränderung erzwingt. Der wichtigste Angriffspunkt der behavioristischen Methode ist der Inhalt von Begriffen – jener Begriffe, mit denen psychische Phänomene beschrieben wurden und werden (wie Lernen, Wahrnehmung, Angst, Aggression usw.). In einer vor-behavioristischen, noch von philosophischen Denkkonzepten tradierten Psychologie (ebenso wie in der Alltagspsychologie) sind diese Begriffe noch sehr breit in ihrer Bedeutung, da sie auch ihren phänomenologischen Gehalt umfassen, also etwas, das sich dem subjektiven Bewusstsein als gegebene Erfahrung darstellt, das aber nicht vollständig kommunizierbar oder für sich selbst symbolisch beschreibbar ist – etwas, das nur "subjektive Wahrheit", aber keinen "objektiven Sinn" hat (Husserl, 1986, S. 47).

Der bloße "objektive Sinn" ist aber gerade das, was die empirisch-wissenschaftliche Methode der Psychologie nun abzurufen versucht. Auf methodischer Ebene soll also nur noch jener Begriffsinhalt untersucht werden, der "objektivierbar", d.h. später operationalisierbar und messbar ist. Mit dieser methodischen Reduktion der Begriffe ging jedoch auch eine inhaltliche Reduktion einher, die aber weitgehend unreflektiert blieb: das neue Erfassen der Begriffe durch eine neue (empirische) Methode hat auch zu einem neuen "Verstehen" der Begriffe auf inhaltlicher Ebene geführt. Man hat den Eindruck, als wäre der subjektive Anteil der Phänomene nicht nur ausgeblendet, sondern von den (meisten) Behavioristen kurzerhand eliminiert worden. Die subjektiven Elemente des Erlebens wurden damit nicht nur von der wissenschaftlichen Untersuchung ausgeblendet (was bis dahin ja der Auftrag war), sondern nicht mehr wieder in den Erklärungs- und Verstehensprozess des Psychischen integriert. Die Erkenntnisse, die man zu einem Phänomen mit Hilfe der empirisch-wissenschaftlichen Methode sammeln konnte, wurden fortan mit dem Phänomen gleichgesetzt. Begreift man aber das wissenschaftliche Arbeiten als einen Annäherungsversuch an die Wahrheit (wie oben beschrieben), so gilt fortan eben auch nur noch jener Teil des psychischen Phänomens als Wahrheit, zu dem die entsprechende Untersuchungsmethode einen Zugang hat. Einen Zugang zur subjektiven Wahrheit konnte die Psychologie damit schließlich kaum mehr liefern; oder aber die Bedeutung von Subjektivität wurde gänzlich bestritten – eben so, wie es dem behavioristischen Geist entsprach. Die Psychologie des Behaviorismus hatte sich damit in eine eigenartige Situation katapultiert - es gab eine "Psychologie ohne Psychisches" (Holzkamp, 1983) – ein ironischer Stempel für eine Wissenschaft, die jenen Gegenstand, den sie eigentlich zu erklären sucht, hinter eisernen Toren verschließt.

Methode vs. Gegenstand

Der Behaviorismus hatte es damit verfehlt, menschliches Erleben und Verhalten in seiner Vielfältigkeit zufriedenstellend zu erklären. Er hat jedoch in extremem Maße die Prinzipien des

analytisch-empirischen Vorgehens in die wissenschaftliche Psychologie eingeführt und gezeigt, wie auf diesem Wege gesichertes, objektives Wissen erreicht werden kann. Der Behaviorismus steht damit exemplarisch für die Idee, die Methode an den Anfang zu stellen und die mit ihr untersuchten Inhalte von ihr abhängig zu machen. Es gab erforschbare und nicht erforschbare Inhalte. Die behavioristische Psychologie war geprägt vom "Primat der Methode" (vgl. Münch, 2002). Subjektive Inhalte waren der Methode nicht zugänglich und blieben außerhalb wissenschaftlicher Aussagekraft. Es ist leicht nachvollziehbar, dass dieser Herangehensweise mit der Forderung begegnet wurde, die Phänomene (welche nun einmal als solche von Menschen erfahren werden) an den Anfang zu stellen und nach geeigneten Methoden zu suchen, mit denen diese Phänomene beleuchtet werden können. Ein solches Vorgehen lässt sich als "Primat der Gegenstandsgemessenheit" bezeichnen (vgl. Münch, 2002) und fordert für die Untersuchung menschlichen Erlebens und Verhaltens die Berücksichtigung individueller Lern-, Entwicklungs- und Sozialisationsgeschichten. Die "Gewordenheit" des Menschen soll den Schlüssel für sein Verstehen liefern – eine Idee, die in der Anthropologie wurzelt und untrennbar zur Methode der Hermeneutik gehört (und im Übrigen bereits ein wichtiger, wenn auch weitgehend vergessener Anspruch der Arbeit Wilhelm Wundts war; vgl. Jüttemann, 2006).

Einen Gegenstand angemessen zu erfassen heißt, eine Methode zu entwickeln, die jeden einzelnen Aspekt dieses Gegenstandes abbildet. Diese Aspekte können phylogenetischer, ontogenetischer, intraindividueller, sozialer oder biologischer Natur sein. Kann eine Methode zu manchen Aspekten aktuell keine Aussagen treffen, so gehört es auch zur Gegenstandsgemessenheit der Methode, dies klar zu sagen. Die Methode enthält immer auch die Annahmen, die man über den untersuchten Gegenstand hat. Wenn man also in der Psychologie zum Beispiel über "Aggression" redet, so sollte man stets im Hinterkopf behalten, wie man das, was man Aggression nennt, denn eigentlich erfasst hat. Beispielsweise geschieht dies hier unter anderem über Experimente, in denen Probanden anderen Personen Elektroschocks verabreichen müssen, deren Anzahl, Stärke oder Dauer dann als Maßzahl für Aggression benutzt werden. Wenn man Aggression auf diese Weise erfasst, muss man sich bewusst sein, dass die Aussagen über diesen Gegenstand in ihrer Gültigkeit auf die Methode seiner Erfassung begrenzt sind.

Das Problem der Gegenstandsgemessenheit ist in der Psychologie jedoch kaum thematisiert worden. Es gilt beinahe als selbstverständlich, dass das Psychische auf seine Erfassungsmethoden reduziert wird – genau das tut man nämlich, wenn man empirisch erhobene "harte" Daten nicht in die Begriffswelt des bewussten Subjektes rückübersetzt. Vielmehr werden die empirisch gewonnenen Erkenntnisse für sich stehen gelassen – was im Sinne einer objektiven Erkenntnis noch kein Problem darstellt –, doch bleibt ihnen durch dieses Für-sich-stehen-Lassen auch ein objektiver Charakter anhaften, zu dem der Mensch nur schwer einen Bezug findet und diese Erkenntnisse möglicherweise als für sich bedeutungslos ansieht. Um es am Beispiel der Aggression noch einmal zu verdeutlichen: Aggression wird als Konstrukt definiert und empirisch mit Hilfe von Elektroschocks messbar gemacht (operationalisiert). Hier beginnt zwar die Wissenschaftlichkeit der Methodik, hier endet aber auch erst einmal die Möglichkeit, Bedeutungen aufzudecken. Denn im jetzt folgenden empirischen Forschungsprozess ist es unmöglich, über das Konstrukt Aggression mehr als das zu erfahren, was man durch das Messinstrument Elektroschock an dieses Konstrukt herangetragen hat. Aggression kann hier nicht mehr sein als Elektroschocks. Nun wird wohl jeder zustimmen, dass Aggression mehr ist als Elektroschocks, doch eben dieses "Mehr" entzieht sich der wissenschaftlichen Untersuchbarkeit – vielmehr muss es aus den vorliegenden Daten nun "herausinterpretiert" werden. Das Interpretieren ist jedoch wieder ein subjektiver Prozess, der das

subjektive Bewusstsein des interpretierenden Subjektes mit einschließt bzw. in ihm stattfindet. Das eigentliche Problem setzt also bereits sehr früh an: nämlich – um beim Beispiel zu bleiben – schon bei der Erfassung von Aggression durch Elektroschocks. Die Frage danach, was Aggression bedeutet, kann deshalb nicht untersucht werden, weil das Phänomen Aggression durch das Messinstrument Elektroschock sublimiert wurde. Anders ausgedrückt: Die *Frage* nach der Bedeutung wird schon *vor* dem Prozess der Datensammlung durch einen *Bedeutungskonsens* ersetzt.

Bei dieser Vorgehensweise der Datensammlung spürt man eine konsequente Entphilosophisierung: Es geht weniger um Bedeutungen, sondern mehr um Fakten. Fakten stützen Theorien und Theorien sagen Fakten vorher. Allein in diesem Prozess kommt es zu einem Erkenntnisfortschritt, durch den mehr und mehr Aspekte des Erlebens und Verhaltens vorhersehbar werden. Was aber in erster Linie vorhergesagt werden kann, sind Reaktionen auf bestimmte, oft künstliche Bedingungen. Wir können heute genauer vorhersagen, unter welchen Bedingungen Personen bestimmtes aggressives Verhalten zeigen und können damit bestimmte Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge entdecken und erklären. Das Verstehen dessen, was Aggression denn nun "bedeutet", ist damit allerdings noch nicht vollzogen. Welchen Sinn haben die Erkenntnisse über Aggression für den Einzelnen, welche Bedeutung können sie für ihn entfalten, wie kann er sie nutzen? Das sind Fragen, die bei der Interpretation von Daten oder Erkenntnissen immer mit beantwortet werden – denn sie sind aus einer Frage entsprungen, auf die durch die gezielte Interpretation eine Antwort gegeben werden soll. Die Psychologie ist damit nie nur objektiv. Sofern sie aber den Bezug zum Subjekt ausdrücklich untergräbt, läuft sie nicht nur Gefahr, für den Einzelnen sinnlos zu werden, sondern gleichzeitig auch inhuman.

Der Versuch einer "Kritischen Psychologie" – zurück zum Subjekt

Der Verlust des Subjektbezuges ist bereits im Zuge der Kritischen Psychologie seit etwa 1970 thematisiert worden (vgl. Holzkamp, 1986). Die Kritik richtete sich darauf, dass im klassischen Forschungsprozess der Einzelne lediglich einseitig reagiert, anstatt in einem Prozess zu interagieren, indem er mit etwas oder jemandem in Beziehung tritt. Ein solches Reagieren ist aber in der Realität nur äußerst selten der Fall (von biologischen Reflexen abgesehen). Weil der Mensch nicht nur ein Wesen ist, welches auf Bedingungen reagiert, sondern seine Bedingungen auch selbst aktiv schafft, wird die wahre Erkennbarkeit von Phänomenen angezweifelt, solange die Forschung diesen intersubjektiven Prozess untergräbt und ihn auf den einseitigen Prozess des bloßen Reagierens reduziert.

Die Kritische Psychologie beginnt den Forschungsprozess mit einer Kategorialanalyse, d.h. mit einer genauen historischen Definition der zu erforschenden Begriffe bzw. Gegenstände und der Zuordnung geeigneter Untersuchungsverfahren zu diesen Gegenständen. Sowohl bei der Begriffsdefinition als auch bei der Gestaltung des Untersuchungsverfahrens wird der Mensch als reflexives Wesen begriffen, welches als Intentionalitätszentrum immer in zweiseitiger Wechselwirkung mit seiner (geschichtlichen wie aktuellen) Umwelt steht. Für das oben genannte Beispiel hieße das: Wenn man die je eigene Befindlichkeit zweier interagierender Subjekte (z.B. Forscher und Proband) erfasst, ihre Gefühle, Erwartungen und Intentionen sowie ihre Geschichte und Gewordenheit, dann kann man sich dem Zustandekommen und der subjektiv empfundenen Bedeutung von Aggression angemessen nähern, weil nämlich dann möglichst kein Element ausgeblendet bleibt, welches sich auf den Darstellungs- bzw. Vorstellungsinhalt des Phänomens Aggression im Bewusstsein des reflexiven Subjektes bezieht. Für den Forschungsprozess bedeutet

dies jedoch einen weitaus größeren Aufwand als die bloße Operationalisierung eines Gegenstandes und anschließendes Durchführen eines Experimentes, das mit mehr oder weniger artifiziellen Bedingungen arbeitet. Im herkömmlichen Forschungsprozess wird für die Zeit der Untersuchungssituation für den Probanden eine künstliche Intentionalität erzeugt (z.B. durch die Instruktion eines Experimentes). Der Proband selbst hat weder Einfluss auf den Inhalt und die Art der untersuchten Fragestellung noch auf die Untersuchungsmethode und wird damit intentional vom Forschungsgegenstand entkoppelt (vgl. Holzkamp, 1983). Wie ist die aktuelle Forschungsfrage durch individuelle Intentionen entstanden? Welche subjektiven (oder dem Menschen dienlichen) Ziele motivieren sie? Nach welchen wertenden Maßstäben werden die Ergebnisse der Untersuchung beurteilt? Woher kommen diese Werte, Maßstäbe und Kriterien und wie spiegeln sie sich in der Lebensrealität der Menschen wider? Im Prozess der Datensammlung schweigt die Forschung zu all diesen Fragen! Wie kann sie also authentische Ergebnisse liefern, zu denen sich der Mensch in Beziehung setzen kann? Das Subjekt bleibt also oft ein reagierender Automat, der sich aber in Wahrheit weder als solcher verhält noch als solcher fühlt. Solang der Einzelne aber bloß reagiert und sich nicht als reflexives Wesen mit eigener Intentionalität verhalten darf, kann man ihm selbst mit den damit gewonnenen Erkenntnissen sein Erleben und Verhalten kaum oder gar nicht verstehbar machen.

Die neurowissenschaftliche Entzauberung des Geistes

Die Vorstellung vom Menschen als ein bloß reagierendes, computerhaft arbeitendes Wesen, welches sich so etwas wie Eigenverantwortlichkeit im Handeln oder Willensfreiheit lediglich vorgaukelt, um dem von seinem Gehirn diktierten, selbst gar nicht beeinflussbaren Output einen subjektiven, idealistischen Sinn zu verleihen, wurde zudem schon seit Mitte des 20. Jahrhunderts durch die Erkenntnisse neurowissenschaftlicher Forschung forciert. Die Entdeckung von Zusammenhängen neuroanatomischer mit psychologischen Variablen wurde im Eingangsbeispiel geschildert. Beispielhaft sind aber auch Experimente wie die von Benjamin Libet (2005), der zeigte, dass neuronale Aktivierungen zum Ausführen einer motorischen Handlung bereits vor der bewussten Handlungsintention auftreten. Basierend auf solchen Befunden wird die Empfindung eines freien Willens prompt als Illusion erklärt – völlig unbeeindruckt davon, wie sich eine solche Aussage in die Erfahrungswelt des Menschen einbetten lassen soll (z.B. Markowitsch, 2004; Roth, 2004). Es kommt einem wissenschaftlichen Dogmatismus gleich, wenn man den zweiten Schritt vor dem ersten tut und gleich am Fundament des menschlichen Selbstbildes rüttelt, noch bevor man versucht hat, die wissenschaftlich gewonnenen Daten zu hinterfragen, zu reflektieren, zu festigen, zu diskutieren und sie sinnvoll in das Gefüge Mensch-Wissenschaft-Erkenntnis einzuordnen. Besonders in der Kommunikation der wissenschaftlichen Ergebnisse nach außen wird dies häufig versäumt. Stattdessen hört man sofort Stimmen, die fordern, wir bräuchten ein gänzlich neues Rechtssystem, weil moralische Schlechtigkeiten gar nicht mehr mit bewussten menschlichen Absichten in Verbindung zu bringen sind. In die gleiche Richtung gehen Visionen, die schon jetzt eine flächendeckende Diagnose von potenzieller Gewaltbereitschaft von Menschen mittels bildgebender Verfahren vorhersagen, um entsprechende Gehirne gleich einer Zwangstherapie zu unterziehen. Die Richtigkeit solcher Vorhaben wird dann auch gleich noch in den moralisch korrekten Mantel der Demokratie verpackt, um die Frage nach ihrer Rechtfertigung gleich vorwegzunehmen. Wieder und wieder heißt es, die Menschheit sollte ihr Selbstbild überdenken; ohne aber dass man ihr die Möglichkeit gibt, die so genannten Erkenntnisse erst einmal für sich selbst zu interpretieren (vgl. zur Diskussion dieser Visionen: Kraft, 2004; sowie den aktuellen Band

von Könneker, 2006; zu einer pragmatischen Diskussion der Problematik des freien Willens: Kuhl, 2007).

Die Forderung, die Menschheit solle ihr Selbstbild überdenken, trifft wohl mehr und mehr ins Leere, je fremder und je weniger nachvollziehbar die dafür angeführten Gründe sich uns darstellen. Vielmehr kann man beobachten, dass die Erkenntnisse dem menschlichen Verständnis angepasst werden; nicht umgekehrt (nichts anderes heißt Verstehen)! Die Grenze des für uns Verstehbaren liegt dort, wo sich die Dinge unserer Erfahrbarkeit entziehen. Beispielsweise mag das Konzept eines "in Wahrheit" vierdimensionalen Raumes richtig sein und sich wissenschaftlich begründen lassen, doch bleibt es für uns gänzlich unfassbar, und wir werden uns bestenfalls mittels gedanklicher Spiele daran erfreuen können, während uns die Vorstellung der "wahren" Gestalt dieser Dinge versagt bleibt. Und sofern diese nicht wenigstens mittels nachvollziehbarer Metaphern vorstellbar gemacht werden kann, wird sie sich uns in unserer Erfahrung nicht zeigen und lässt sich daher auch nicht mit unserer täglichen Existenz Erfahrung in Beziehung setzen. Die Entdeckung des Relativitätsprinzips durch Albert Einstein sollte das Bild des Menschen von sich selbst und seiner Welt revolutionieren. Doch in welchem menschlichen Bewusstsein ist diese Revolution als eine neue, alternative Erfahrung angekommen? Solche naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Erkenntnisse sind natürlich nicht losgelöst von uns, sondern wir können versuchen, Sinn daraus zu erlangen. Dies gelingt aber nur soweit, wie wir das Entdeckte und Erkannte in unsere eigene Vorstellung bringen können. Alles andere bleibt objektives Wissen, welches wir uns merken und weitervermitteln, uns aber nicht vorstellen können. Naturwissenschaften wie der Physik wird man dieses Anhäufen von objektivem Wissen wohl nicht vorwerfen, doch von der Psychologie wird wohl jeder verlangen, dass sie möglichst jeder Erkenntnis etwas für den Menschen Sinnstiftendes abringt, etwas, das ihm hilft, sich selbst besser zu verstehen. Doch sucht man in weiten Teilen der Psychologie vergeblich nach dem Sinn der Erkenntnisse für den Menschen; wohl aber findet man den Sinn der Erkenntnisse für deren Anwendbarkeit in Prozessen oder Produkten, die zwar einen (oft kommerziellen) Nutzen haben können, für den Einzelnen aber keinerlei Neuigkeiten über sich selbst liefern, da das oft gar nicht mehr die Absicht ist. Jeder wird darin übereinstimmen, dass die Psychologie für den Menschen gemacht ist. Doch für welchen Menschen eigentlich, und in welcher Art und Weise?

Mancher möchte einwenden, dass der Kognitivismus die Psychologie wieder in Richtung des Subjektes gelenkt hat. Wie ist dieser Richtungswechsel zu beurteilen?

Spätere Versuche einer Subjektivierung der Psychologie

Die Forderung, den Menschen als denkendes und fühlendes Subjekt zu begreifen, existierte auch stets neben dem Behaviorismus. Doch eine paradigmatische Wende setzte erst mit dem Kognitivismus der sechziger Jahre ein, welcher subjektive und innerpsychische Prozesse und Zustände (wieder) zum Gegenstand der Forschung machte und vor allem auch der Erforschung der lange vernachlässigten Emotionen neuen Schub verlieh. Der Kognitivismus war sehr fruchtbar und konnte unter Anwendung der Informationsverarbeitungsmetapher für menschliches Erleben und Verhalten zahlreiche und nachvollziehbare Ergebnisse erzielen, welche besonders im therapeutischen Bereich endlich eine ernste Alternative zu den verhaltenstherapeutischen und psychoanalytischen Verfahren bereitstellten, während andere zwischenzeitlich entwickelte Verfahren wie Gestalt- oder Gesprächstherapie nur geringe Effektivität vorweisen konnten.

Der Kognitivismus brach unmissverständlich mit dem Behaviorismus, sein Paradigma ist bis heute der inhaltliche Leitgedanke in der Psychologie. Doch obwohl mit dem Kognitivismus die

Subjektivität wieder ausdrücklich zum Forschungsgegenstand erklärt wurde, hatte man die Subjektivierung der Methode vergessen. Der Behaviorismus galt als überwunden; aber das war er nur scheinbar. Er wirkte in der Psychologie weiter in der Art und Weise, wie man Forschung betreibt und Erkenntnisse hervorbringt – nämlich durch objektive empirische Methoden, durch Operationalisierungen und Experimente, durch das Untersuchen menschlichen Reagierens auf bestimmte Bedingungen (vgl. Garza, 2006; Kendler, 2005). Die Methode des Kognitivismus blieb also eine, die den Bezug von Phänomenen und Subjekt zu wenig thematisierte und im Forschungsprozess noch immer kaum intersubjektiv arbeitete. Oder anders gesagt, die Psychologie rückte die Vorgänge des Denkens in den Mittelpunkt, blieb aber anti-phänomenologisch.

Andere Herangehensweisen, die der Intersubjektivität im psychologischen Forschungsprozess Rechnung tragen wollen, finden sich in all jenen Konzeptionen wieder, die eine anthropologische Grundlegung der Psychologie fordern – Stimmen, die in den letzten Jahren immer lauter werden (und zu der auch die damalige Kritische Psychologie gehörte). Anthropologische und subjektorientierte Ideen und Forderungen haben in der aktuellen Forschungslandschaft bisher leider noch zu wenig Einzug gehalten. Sie schlagen sich bestenfalls in der langsam stärker werdenden Anwendung qualitativer Methoden nieder (s. Flick, von Kardorff & Steinke, 2004). Daneben scheinen auch solche Ansätze einen stärkeren Einfluss zu gewinnen, die Geist und Bewusstsein als Quelle aller Erkenntnis sehen und sie daher auch an den Anfang jeder Wissenschaftlichkeit stellen – darunter die Phänomenologische Psychologie (vgl. Kendler, 2005) und die Indische Psychologie (vgl. Sedlmeier, 2006) bzw. deren Methode der Meditation (Walsh & Shapiro, 2006).

Der Standort der Psychologie

Der Gedanke, dass die Psychologie mit der Erforschung ihrer "selbstdefinierten" Konstrukte oft zirkulär zu sein scheint und auf Grund ihres antiphänomenologischen Charakters in unverbundene Einzelteile zerfallen ist, geht mindestens bis in die dreißiger Jahre zurück, als Bühler (1927) von der "Krise der Psychologie" gesprochen hatte. Die anthropologischen Ansätze fordern eine wieder stärker werdende Berücksichtigung des Gewordenseins und der Geschichtlichkeit des Erlebens und Verhaltens. Der Mensch ist in einem aktuellen Handlungszusammenhang am besten begreifbar, wenn man seine je eigene Geschichte kennt. In dieser Geschichte fließen schließlich phylogenetische wie ontogenetische Elemente des Lernens, der Erfahrung, der kulturellen und sozialen Eingebundenheit zusammen und der Mensch wird als reflexives Bewusstsein, nicht als reaktiver Mechanismus erkannt.

Außerdem wird dadurch dem *Ich* als erkennendem Subjekt wieder Rechnung getragen. Dies ist jenes Ich, das jede Art von Erkenntnis (auch die wissenschaftliche Daten) sowohl generieren muss (auf der Seite des Untersuchten) als auch vergegenständlichen und betrachten muss (auf der Seite des interpretierenden Forschers). Es ist aber auch jenes Ich, das den Kern des Psychischen ausmacht. Die Psychologie ist die Wissenschaft, in der das erkennende Bewusstsein sich selbst befragt. Und die Bedeutung einer jeden Erkenntnis bleibt ihrem Gehalt nach wiederum einem jeden einzelnen Ich als privates Phänomen vorbehalten. Der gesamte Erkenntnisweg sieht dann in etwa folgendermaßen aus (vgl. Abb. 2): das bewusste Ich (Subjekt) befindet sich in einer für sich von Phänomenen konstituierten Welt; über eines dieser Phänomene stellt es Fragen; um diese Fragen kommunizierbar zu machen, müssen sie aus der subjektiven Bedeutungswelt gerade soweit herausgeschält werden, bis sie durch eine allgemein verständliche Symbolik (Sprache) vergegenständlicht werden können; die Phänomene sind jetzt durch Symbole ersetzt und werden

einer wissenschaftlichen Untersuchung zugeführt, deren Ergebnisse eine Erkenntnis über die eingeführte Symbolik zulässt, nicht aber schon über das Phänomen! Der entscheidende Schritt besteht nun in der Rückübersetzung dieser Erkenntnis in die phänomenologische Welt des fragenden Subjektes; dieses versucht nun, der Erkenntnis in Bezug auf das Phänomen eine Bedeutung abzugewinnen, welche durch die Befragung der Realität (mit Hilfe der wissenschaftlichen Methode) nahe gelegt, nicht aber validiert wurde.

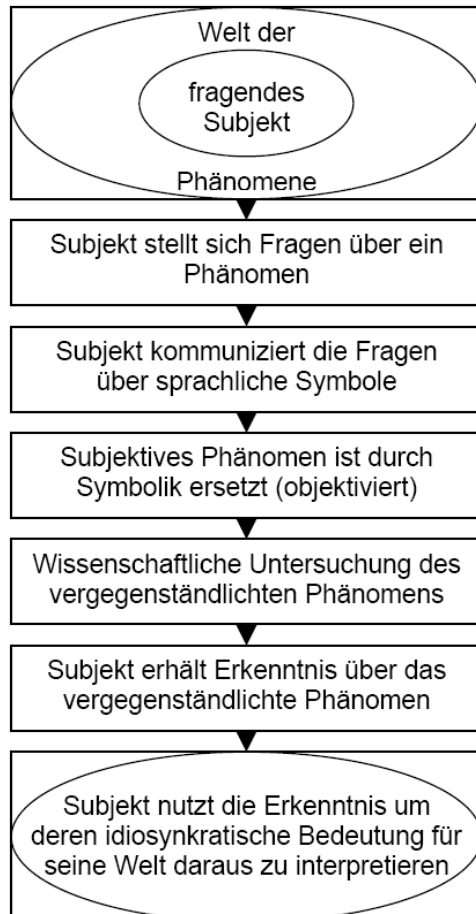


Abb. 2. Subjektivität und Wissenschaft im Erkenntnisweg

Die wissenschaftliche Untersuchung ist also nur ein Teil des Erkenntnisweges. Und die Psychologie als Wissenschaft kann nicht leugnen, dass der Sinn von Erkenntnissen von jedem einzelnen Menschen in ganz privater Weise verstanden wird und dass sie selbst dieses Verstehen nicht bereits leistet (und gar nicht leisten kann). Heidegger (1992) hat das so auf den Punkt gebracht, dass die Psychologie wie jede andere Wissenschaft dazu verdammt ist "nicht denken" zu können. Sie kann deshalb nicht denken oder neue Bedeutung hervorbringen, weil sie schon von vornherein festlegt, was an einem bestimmten Phänomen als Wirklichkeit gelten darf und was nicht. Alle Bedeutung wird durch die spezifische wissenschaftliche Methodik schon vor dem Forschungsprozess in das Phänomen *hineingesehen*.

Darum kann es nicht verwundern, wenn innerhalb der Psychologie in keiner Weise zur Klarheit kommt, was das ist, wohin die Vorstellungen eingeordnet werden: nämlich der Organismus des Lebendigen, das Bewußtsein, die Seele, das Unbewußte und all die Tiefen und Schichten, in die der Bereich der Psychologie gegliedert wird. Hier bleibt alles fragwürdig; dennoch sind die wissenschaftlichen Ergebnisse richtig. (Heidegger, 1992, S. 25)

Objektivität ist dort angezeigt, wo es um wissenschaftliches Datensammeln geht. Der Mensch jedoch hat keine objektive Seite, sondern er erlebt die Wissenschaft bestenfalls als Zugewinn, als etwas, das ihm hilft, sich und seine Welt zu verstehen.

Wie bereits angedeutet, ist dieser antiphänomenologische Charakter der Psychologie in den vergangenen Jahren schließlich noch durch die beeindruckenden Erkenntnisse der Neurowissenschaften verschärft worden. Sie untersuchen die Grundlagen des Erlebens und Verhaltens auf einer neurobiologischen Ebene und suchen nach deren Korrelaten in den Strukturen und Prozessen des Gehirns. Die Neurowissenschaften haben einen sehr alten Streit neu entfacht und damit endlich wieder eine der Grundfragen der Erkenntnisgewinnung ins Zentrum unserer Betrachtung gerückt: Lassen sich Geist und Bewusstsein mit den Mitteln der Naturwissenschaft vollständig beschreiben und erklären (Gadene, 2004; Bunge & Ardila, 1990)? Der heute – auch in der Psychologie – vorherrschende Naturalismus bejaht diese Frage und meint, dass Geist und Bewusstsein lediglich ein Abbild der Natur und folglich naturwissenschaftlich vollständig erfassbar seien. Die so genannte Identitätshypothese streitet die Verschiedenheit von Physischem und Mentalem gänzlich ab und sieht sie als identisch (vgl. Bunge & Ardila, 1990). Die Methoden der Psychophysik und natürlich des Behaviorismus waren von der naturalistischen Auffassung geprägt und haben die methodische Denkweise der Psychologie bis heute am nachhaltigsten beeinflusst und gelenkt. Aber auch die gegenteilige Auffassung eines (in vielen Facetten erscheinenden) Idealismus zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Psychologie – die Überzeugung, dass die Realität nur in der Wahrnehmung und im Bewusstsein des denkenden und empfindenden Subjektes entsteht. Die beiden Phänomene Qualia (subjektive Erlebnisqualität) und Intentionalität scheinen sich jeder naturalistischen Zugänglichkeit zu entziehen (Gadene, 2004). Seit der Phänomenologie Brentanos (vgl. Brentano, 1955) hatte sich diese Auffassung in psychologischen Schulen wie der Introspektionspsychologie oder der Gestaltpsychologie (und später zumindest ansatzweise im Kognitivismus) niedergeschlagen und erfährt heute neuen Aufwind durch die Skepsis, die sogar führende Hirnforscher und Psychologen bezüglich der Frage äußern, ob die Neurowissenschaften das Rätsel des Bewusstseins überhaupt lösen können. Man beginnt zu zweifeln, ob ein Mehr an Wissen auch gleichzeitig ein Mehr an Verstehen ermöglicht, und sieht sogar die Möglichkeit einer prinzipiellen Grenze der Erkenntnis (vgl. dazu das Manifest von Elger, Frederici, Koch, Luhmann, von der Malsburg et al., 2004).

Dennoch herrscht in der aktuellen Forschung der Psychologie ein naturalistisches Verständnis vor, welches den Leib-Seele-Dualismus als endgültig überwunden sieht und psychische Phänomene als – auf lange Sicht – vollständig wissenschaftlich erklärbar hinstellt. Zwischen dem Gehirn und dem Psychischen gibt es keine Lücke mehr; Ersteres konstituiert Letzteres bzw. ist mit ihm identisch. Was bitte soll dazwischen liegen, wird von den Neurowissenschaftlern gefragt. Was aber dazwischen liegt, ist genau das, was die Wissenschaft als solche nicht erkennen kann. Es ist aber gleichzeitig das Wichtigste, was es zu erkennen gibt: nämlich der Mensch: "...wo bleibt bei den wissenschaftlich registrierbaren Gehirnströmen der blühende Baum? Wo bleibt die Wiese? Wo bleibt der Mensch? Nicht das Gehirn, sondern der Mensch, der uns morgen vielleicht wegstirbt und ehedem auf uns zukam?" (Heidegger, 1992, S. 27)

Die Wissenschaften erwecken oft den Anschein, als hätten sie das Recht darüber zu bestimmen, was an unserer Welt als Wahrheit erkennbar sein darf und was nicht. Und der Mensch, der nicht nur die interessanten Fragen überhaupt stellt, sondern jede Wissenschaft aktiv durchführt, wird ausgeklammert und bestenfalls zum Störfaktor erklärt, welcher die Güte des

Forschungsergebnisses beeinträchtigen könnte! Ohne Bezug zum Subjekt bleibt die Wissenschaft aber gesichtslos. Das Ich ist der Psychologie teilweise abhanden gekommen, nämlich dort, wo sie selbst die Existenz eines Ich zu leugnen scheint: "Das Ich wird kurzerhand zu einer Illusion erklärt, wobei im unklaren bleibt, wie die voraussetzende Unterscheidung zwischen illusionärer und wahrer Erkenntnis überhaupt gerechtfertigt werden kann." (Mack, 2002, S. 93)

Einleitend wurde die Frage aufgeworfen, ob uns die neuroanatomischen und neurobiologischen Befunde in irgendeiner Weise dem Verständnis näher gebracht haben, was die Phänomene des menschlichen Erlebens und Verhaltens eigentlich sind, was sie bedeuten – in Gestalt eines für den Menschen nachvollziehbaren Sinnzusammenhangs. Die Antwort lautet offenbar Nein, denn es fehlt bisher jegliches Verstehen, wie die Verbindung zwischen Strukturen und Mechanismen des Gehirns auf der einen Seite und den psychischen Phänomenen auf der anderen Seite funktioniert. Niemand weiß zu sagen, wie das Interagieren von Neurotransmittern im Frontallappen unser Denken tatsächlich "hervorbringt". Über die biologischen Mechanismen der Emotionen ist heute beispielsweise unfassbar viel bekannt, doch fehlt auch hier die entscheidende Verbindung zum "Empfinden" von Emotionen, zur subjektiven Qualität also. Die genannten Befunde zu strukturellen und funktionellen Grundlagen mögen noch so eindeutig und abgesichert sein – sie lösen jedoch nicht das Problem der Bedeutung. Aus erkenntnistheoretischer Sicht wird durch diese wissenschaftlichen Ergebnisse, die wir bisher verzeichnen können, keine Bedeutung hervorgebracht. Die Frage danach, was z.B. Furcht ist, wird nicht dadurch beantwortet, welcher Teil des Gehirns für ihr Zustandekommen verantwortlich ist oder welche Neurotransmitter dabei aktiv werden. Wenn man sich mit der Bedeutung psychischer Phänomene beschäftigt, müssen diese Erkenntnisse zwar unbedingt berücksichtigt werden – denn eine philosophische Interpretation sollte ihnen nicht zuwider laufen – man muss sich jedoch bewusst machen, dass solche bloßen Erkenntnisse uns ein Phänomen wie Furcht nicht schon verstehen lassen. Dieses subjektive phänomenologische Verstehen muss gleichberechtigt neben der empirisch-analytischen Methode stehen (Kendler, 2005). Dieses gleichwertige Nutzen beider Zugänge war und ist die große Chance der Psychologie.

Für die Renaissance einer originären Idee

Offenbar war es nach Freud keinem anderen Psychologen gelungen, eine so ganzheitliche und umfassende Theorie vorzulegen, in der sich die Menschen aufgehoben und verstanden fühlen. Einige Gründe kommen dafür in Frage. Erstens scheint es schwierig, wenn man den wissenschaftstheoretischen Forderungen nach Falsifizierbarkeit und hohem empirischen Gehalt folgt, eine Theorie zu entwickeln, die auf so viele Fragen gleichzeitig Antworten liefert. Dies verlangt nach vielen Jahren akribischer Forschungsarbeit und der Zusammenarbeit einer ganzen Heerschar von Wissenschaftlern, die ihre Erkenntnisse unter ein und demselben Forschungsprogramm zusammentragen und integrieren müssen. Zweitens hat sich die Psychologie zu konsequent in Einzelbereiche aufgeteilt, in denen die Erkenntnisse zu bruchstückhaft hervorgebracht und später unzulänglich integriert werden. So gibt es einige sehr gute Theorien mit hohem Bestätigungsgehalt, guter Vorhersagekraft und sogar sehr guter intuitiver Zugänglichkeit, die ihren Geltungsbereich aber nicht auf den ganzen Menschen erstrecken, sondern nur Facetten beleuchten. Genannt sei hier allen voran die Attributionstheorie, die sich empirisch exzellent bewährt hat und einem jeden nachvollziehbar erscheint (vgl. Heider, 1958; Weiner, 1994). Dennoch bleibt sie hinter dem Anspruch, das menschliche Erleben und Verhalten grundlegend zu erklären, weit zurück. Der dritte und wahrscheinlich wichtigste Grund liegt aber in einer

Verschiebung des Standortes der Psychologie in Richtung der einzelwissenschaftlichen Methoden. Deren Anziehungskraft war so groß, dass die Psychologie sich zu weit von ihren philosophischen Wurzeln entfernt hat. Während in der Entstehungszeit noch der Anspruch galt, die einzelwissenschaftlichen Erkenntnisse mit der hermeneutischen Methode des Verstehens in Einklang zu bringen, wurde im enthusiastischen Arbeitseifer der experimentellen und später der behavioristischen Psychologie die Philosophie eher als ein Hindernis angesehen und mehr und mehr gegen die Objektivität der strengen Wissenschaftlichkeit ausgespielt. Dabei wurde vergessen oder ignoriert, dass jeder Wissenschaft eine entsprechende Philosophie notwendigerweise vorausgeht – ob sie dem Forschenden nun bewusst ist oder nicht (Bunge & Ardila, 1990). Gerade in der Neuzeit ließ sich das akademische Arbeiten viel besser mit dem Festhalten an exakten naturwissenschaftlichen Methoden rechtfertigen als mit der idealistischen Suche nach einer ungewissen Wahrheit. Die Psychologie wurde zu einer erklärenden Wissenschaft, und das Verstehen wurde immer mehr dem Einzelnen überlassen, der die wissenschaftlichen Erkenntnisse vor die Füße geworfen bekommt und in deren Anbetracht obendrein noch aufgefordert wird sein Selbstbild zu überdenken, noch ehe er überhaupt weiß, was diese Erkenntnisse bedeuten. Doch der Mensch möchte nicht nur Daten, sondern er möchte Sinn verstehen. Erst der Gedanke über die bloße Erkenntnis hinaus liefert die interessante Verbindung zwischen Wissenschaft und Mensch. Es ist der Drang nach Verstehen und Sinn, der aus objektiver Erkenntnis eine subjektive Bedeutung macht und der damit unweigerlich den philosophischen Spiegel der Psychologie bildet. Jeder Mensch erlebt sich als Ganzes, und dieses Erleben von Ganzheit findet im phänomenalen Bewusstsein statt. Jedes Interpretieren der Welt findet darin statt. Und auch die Wissenschaft, als systematisches Befragen der Welt, ist nicht denkbar ohne ihre Interpretation im phänomenalen Bewusstsein. Wissenschaftlich fundiertes Verstehen ist nur ein Teil oder ein Ergebnis des Bewusstseins, und jeder, der die Wissenschaft objektivieren will, ihr eine übergeordnete, vom Bewusstsein unabhängige Gültigkeit zuweisen will, der muss sich den Vorwurf gefallen lassen, dass er eine metaphysische Auffassung vertritt (siehe z.B. Kupke, 2006). Gerade die Psychologie sollte also anerkennen und nicht versuchen dagegen anzukämpfen, dass ihre Erkenntnisse nur im jeweiligen Bezug auf den einzelnen, bewussten, selbstreflexiven Menschen einen Sinn haben. Und es stünde der Psychologie nicht schlecht an, ihre Chance zu nutzen und – wissenschaftlich – eben diese Prozesse und Voraussetzungen zu untersuchen, die uns so etwas wie Verstehen und bewusstes Erleben ermöglichen. Doch Begriffe wie Verstehen, Bewusstsein, Seele oder Geist trifft man sehr selten an in der Psychologie – wahrscheinlich deshalb, weil sie nicht objektiv genug und damit unwissenschaftlich sind. Es scheint, als sei die Sinnfrage immer noch ein Tabuthema in der Psychologie und als stünde sie immer noch unter dem Dogma einer streng analytischen und funktionalistischen Arbeitsweise. Sofern sie sich tatsächlich von der Philosophie emanzipieren will, verzichtet sie aber auch auf den sinnstiftenden Schritt, der dem fragenden Menschen eine Antwort gibt. Und man darf vermuten, dass kein psychologischer Wissenschaftler das tatsächlich will.

Die Vielfalt methodischer und inhaltlicher Ansätze war sicherlich ein Zugewinn für die Psychologie und ist es auch heute noch, sofern dadurch fruchtbare Ideen und Ansätze zur Klärung wichtiger Fragen entstehen. Grund zur Beunruhigung liegt aber in der Uneinigkeit bei der Frage, wohin die Psychologie eigentlich will – also die Frage nach ihrem Selbstverständnis bzw. nach ihrem Standort innerhalb der Wissenschaften. Diese Standortfrage ist drängend geworden, da die Philosophie natürlich nicht in einer klassischen Position verharret ist, sondern wie jede andere Wissenschaft auch Fortschritte macht. In der Philosophie äußert sich dieser Fortschritt in der neueren Philosophie des Geistes (vgl. z.B. Beckermann, 1999), die die Erkenntnisse der Neurowissenschaften im Lichte

der menschlichen Grundfragen beleuchtet. Damit grenzt sie aber an die Neurowissenschaften direkt an, und die Frage nach dem Standort der Psychologie wird bedeutsam. Eine streng objektivistische und naturalistisch ausgerichtete Psychologie muss sich tatsächlich der Frage stellen, welchen Mehrwert sie gegenüber einer Neurowissenschaft hat, die praktisch die gleichen Ziele verfolgt und obendrein die Psychologie in einem naiven Sprachgebrauch verharren sieht, der in Zukunft durch die objektivere Sprache der Neurowissenschaften ersetzt werden kann (Churchland, 2001). Stellt man sich diese Frage, dann setzt wohl eine Art Gespür ein, welches uns merken lässt, dass die Psychologie wohl doch kein so objektivistisches und reduktionistisches Anliegen hat – so als sei das Anliegen der Psychologie "eigentlich" doch ein wenig anders. Und es darf wohl behauptet werden, dass sich die Psychologie von dem Anspruch, menschliche Grundfragen zu beantworten, tatsächlich noch gar nicht so weit entfernt hat, wie man manchmal glauben mag. Was da durchscheint, ist etwas, was sich die Psychologie vermehrt eingestehen sollte: nämlich dass sie ihre Erkenntnisse unter dem Anspruch zusammenträgt, damit Fragen des menschlichen Daseins zu beantworten, die so von keiner anderen Wissenschaft beantwortet werden können. Darin kann ein richtungsweisendes Paradigma für eine zukünftige Psychologie gesehen werden, ein Paradigma, das naturwissenschaftliches Erklären und sinngebendes Verstehen in einzigartiger Weise vereint. Die Naturwissenschaften können die Sinnfrage nicht stellen:

Wenn etwa die Biologie versucht, Lebensformen zu verstehen und zu beschreiben, muss die Frage ‚Was ist Leben?‘ immer ausgeschlossen bleiben. Diese Frage kann der Biologe als Naturwissenschaftler nicht einmal stellen, sondern nur als Mensch. Die Wissenschaften haben sich zwar von der Philosophie ‚emanzipiert‘, Philosophie ist aber immer noch in den Wissenschaften, nämlich im Stellen (oder Nicht-Stellen-Können) der Grundfragen - nach der Materie, dem Leben, der Evolution, der Psyche, dem Geistigen, dem Menschen und seiner Entwicklung - und nach dem Sinn des Ganzen. (Harsieber, 2004)

Die Psychologie jedoch ist die einzige Naturwissenschaft, die sich der Sinnfrage immer mehr oder weniger zugewandt hat. Und dieses Ziel sollte sie herausarbeiten und betonen. Sie sollte sowohl die Intention ihrer Fragen als auch deren Interpretation unter einem solchen, für den Menschen sinnstiftenden Paradigma zusammentragen.

Die Methoden der Einzelwissenschaften produzieren Momentaufnahmen, und die Psychologie ist der Regisseur im wissenschaftlichen Studio, der die einzelnen Szenen zu einer sinnvollen Sequenz zusammensetzt und den Film für uns abspielt. Mit ihren Daten zu den kausalen Zusammenhängen von Ereignissen liefern die Neurowissenschaften nicht andere Erkenntnisse als die Physik oder die Biologie. Wie sich aber dieses Wissen uns Menschen darstellt, wie es zu uns in Beziehung steht, uns beeinflusst, verändert, uns hilft oder gar bedroht – das sind die Fragen, die allein die Psychologie beantworten kann und muss. Es mag richtig sein, dass ein Gefühl wie Freude auf ein bestimmtes neuronales Aktivierungsmuster im Gehirn zurückgeht, doch was sich uns in unserer Erfahrung zeigt, ist nicht das Wirken von Neurotransmittern. Erfahbar ist für uns lediglich das Gefühl, das wir Freude nennen, ein subjektiver Zustand, den wir privat erleben. Wenn es um die Frage nach der Bedeutung von Freude geht, warum es sie gibt und welchen Zweck sie erfüllt, so muss die Neurowissenschaft schweigen, weil dort ihr Arbeitsfeld endet. An dieser Stelle knüpft die Psychologie an und begleitet den Menschen auf seiner Suche nach dem Sinn der Phänomene; dabei pflastert sie seinen Weg mit den Steinen der Erkenntnis. Dieser Weg ist manchmal breit und gut begehbar, manchmal aber auch uneben, lückenhaft und schmal, und wir schauen oft nach unten, um nicht zu fallen. Auf diesem Weg haben wir große Schritte gemacht, und die Psychologie ist die

Hand, die uns immer wieder sanft den Kopf heben sollte, um uns zu zeigen, wo wir gerade stehen und wer wir sind.

Literatur

- Beckermann, A. (1999). Analytische Einführung in die Philosophie des Geistes. Berlin: de Gruyter.
- Brentano, F. (1955). Psychologie vom empirischen Standpunkt. Hamburg: Felix Meiner.
- Bühler, K. (1927). Die Krise der Psychologie. Jena: Fischer.
- Bunge, M. & Ardila, R. (1990) Philosophie der Psychologie. Tübingen: Mohr.
- Churchland, P. M. (2001). Die Seelenmaschine: eine philosophische Reise ins Gehirn. Heidelberg: Spektrum.
- Damasio, A. R. (2002). Ich fühle, also bin ich. Berlin: List.
- Dilthey, W. (1984). Das Wesen der Philosophie. Ditzingen: Reclam.
- Elger, C. E.; Frederici, A. D.; Koch, C.; Luhmann, H.; von der Malsburg, C.; Menzel, R.; Monyer, H.; Rösler, F.; Roth, G.; Scheich, H. & Singer, W. (2004). Das Manifest. Elf führende Neurowissenschaftler über Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung. Gehirn & Geist, 06, 30-37.
- Flick, U., von Kardorff, E. & Steinke, I. (Hrsg.). (2004). Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbeck: Rowohlt.
- Gadamer, H. G. (1960). Wahrheit und Methode. Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Gadamer, V. (2004). Philosophie der Psychologie. Bern: Huber.
- Garza, G. (2006). A Clarification of Heidegger's Phenomenology. American Psychologist, 61(3), 255-256.
- Gundlach, H. (2004). Die Lage der Psychologie um 1900. Psychologische Rundschau, 55(S1), 2-11.
- Harsieber, R. (2004). Philosophie: Die Suche nach Sinn. Essay online verfügbar unter: www.philosophie.at.
- Heidegger, M. (1992). Was heißt Denken? Stuttgart: Reclam.
- Heidegger, M. (1993). Sein und Zeit. Tübingen: Niemeyer.
- Heider, F. (1958). The psychology of interpersonal relations. New York: Wiley.
- Husserl, E. (1986). Die Idee der Phänomenologie. Hamburg: Felix Meiner.
- Holzkamp, K. (1983). Der Mensch als Subjekt wissenschaftlicher Methodik. In K.-H. Brann (Hrsg.), Karl Marx und die Wissenschaft vom Individuum. Marburg: Vag.
- Holzkamp, K. (1985). Grundlegung der Psychologie. Campus.
- Jaspers, K. (2005). Einführung in die Philosophie. München: Piper.
- Jüttemann, G. (2006). Wilhelm Wundts anderes Erbe. Ein Missverständnis löst sich auf. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kendler, H. H. (2005). Psychology and Phenomenology. A Clarification. American Psychologist, 60(4), 318-324.
- Könneker, C. (Hrsg.). (2006). Wer erklärt den Menschen? Frankfurt: Fischer.
- Kraft, U. (2004). Schöne neue Neuro-Welt. Gehirn & Geist, 06, 20-29.
- Kuhl, J. (2007). Der Wille ist frei und determiniert: Funktionsanalyse und Diagnostik von Selbstbestimmung und Verantwortlichkeit. In E.-J. Lampe, G. Roth & M. Pauen (Hrsg.). Willensfreiheit und rechtliche Ordnung. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kupke, C. (2006). Metaphysischer Determinismus und naturgeschichtliche Freiheit. e-Journal Philosophie der Psychologie, 6.
- Libet, B. (2005). Mind Time: Wie das Gehirn Bewusstsein produziert. Suhrkamp.
- Lück, H. E. & Miller, R. (Hrsg.). (1999). Illustrierte Geschichte der Psychologie. Weinheim: Beltz.
- Mack, W. (2002). Kommentar zum Aufsatz von Dieter Münch ‚Die Einheit der Psychologie und ihre anthropologischen Grundlagen‘. Journal für Psychologie, 1, 88-95.
- Markowitsch, H. J. (2004). Warum wir keinen freien Willen haben. Der sogenannte freie Wille aus Sicht der Hirnforschung. Psychologische Rundschau, 55(4), 163-168.
- Milner, B., Corkin, S. & Teuber, H.-L. (1968). Further analysis of the hippocampal amnesic syndrome: 14-year follow-up study of H. M. Neuropsychologica, 6, 317-338.

- Münch, D. (2002). Die Einheit der Psychologie und ihre anthropologischen Grundlagen. *Journal für Psychologie*, 1, 40-62.
- Popper, K. R. (1994). *Alles Leben ist Problemlösen*. München: Piper.
- Roth, G. (2004). Wir sind determiniert. Die Hirnforschung frei von Illusionen. In C. Geyer (Hrsg.). *Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente* (S. 218-222). Frankfurt: Suhrkamp.
- Ramachandran, V. S. & Blakeslee, S. (2002). *Die blinde Frau, die sehen kann*. Reinbek: Rowohlt.
- Sedlmeier, P. (im Druck). Ancient Indian Psychology: Can it Offer Anything to Academic Psychology? In R. Rapp, P. Sedlmeier, & G. Zunker-Rapp. (Eds.), *Perspectives on cognition: a Festschrift in honor of Manfred Wettler* (pp. 199-214). Lengerich: Pabst.
- Spitzer, M. (2000). *Geist im Netz. Modelle für Lernen, Denken, Handeln*. Heidelberg: Spektrum.
- Walsh, R. & Shapiro, S. L. (2006). The Meeting of Meditative Disciplines and Western Psychology. *A Mutually Enriching Dialogue*. *American Psychologist*, 61(3), 227-239.
- Watson, J. B. (1913). Psychology as the behaviorist views it. *Psychological Review*, 20, 158-177.
- Weiner, B. (1994). *Motivationspsychologie*. Weinheim: Beltz.
- Westermann, R. (2000). *Wissenschaftstheorie und Experimentalmethodik*. Göttingen: Hogrefe.

*